Und deshalb freut mich zum dritten Mal,
Daß ferngeblieben ich dem Kanal,
Daß ich zu Festen und Vergnügen
Nicht mit den Kollegen aus Land gestiegen,
Daß ich gelebt nicht tagelang
In einem seelischen Ueberschwang
Und nicht im Taumel etwas versprach,
Was ich nicht halten kann hernach ....

Doch während nun zu lustigem Leben
Die „Presse" sich nach England begeben,
Mußt Du nicht glauben, daß nebenbei
Nichts weiteres losgewesen sei!
Die Duma suchte die armen Kosaken
An ihrem Ehrgefühl zu packen,
In überraschender Gärung waren
Sogar die Leibregimenter des Zaren,
Und dreister trieben es und keker
Zugleich die Petersburger Bäcker;
Der Herrscher Oestreichs wollte die Tschechen
In ihrem eignen Lande brechen
Und hat sie erfucht, zu den Deutschen in Böhmen
In Zukunft freundlicher Stellung zu nehmen;
Schwabunder Franzosen sollten in Heune
Uns Grüße bringen aus weiter Ferne,
Als aber die Sache man näher besah,
War nur Herr Weil aus Speyer da,
Der plötzlich Friedenspfade wandelt
Und sonst im Leben mit Hopfen handelt;
Zu einer wahren Glanzepoche
Gestaltete sich die „Kieler Woche",
Und frischer wehte jede Brise
Nach dem Erscheinen der Frau Alice.
Nur Eins macht uns das Dasein schwer:
Die Post mit den Preisen im Ortsverkehr,
Sie steht nicht mehr auf hoher Warte
Mit dem Verschwinden der blauen Karte,
Und wenn sich Stephan im Grabe regt
Und auf die andere Seite legt,
Sieht er uns auf so falscher Bahn,
So hat er völlig recht getan!

Jean Eschweiler.

Lustige Ecke.

* **Beneidenswert.** „Na, Minna, wie bist Du mit Deinem neuen Dienst zufrieden?" — „Ach — hör mir damit auf — schrecklich ist es — Fleisch, Brot und Butter, das wird lotweise gekauft — bloß alle acht Tage, da kaufen wir ein Pfund — Insektenpulver!"

Knack-Mandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 25:
„Selbst ist der Mann, bis er eine Frau hat."
(Es wird mit 3 ausgezählt).

Richtige Lösungen gingen ein 179. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Karl Dölling, Frau Hagemann, P. Heiland, Ilse Altmann, Otto Wiechmann, Gertrud Pimps, Frida Siebicke, Luise und Helene Traeger, Otto Voigt, Gertrud Breitter, Lore Lehmann, Frau Marie Beige, Arwida und Ertel Friedrich Haack, Ellen Gaede, Lena Barth, Frau E. Sellmann, Louis Reuter, Richard Schütze, Frau E. Stark, Berta Harnisch, Anni Müller, Käthe Engelmann, Hermann Zöllner, Hachtmann, E. Ahmann, Gotthold Welschke, Otto Berlin, Hedwig Grune, Otto Herrmann, Fr. Lydia Smrtsch, B. Stove, Wilh. Peters, Gertrud Hahn, Artur Hartnuß, B. Ludwig, Frau Martha Theyring, Rob. Heinze, L. Rennmeister, Fr. Richter, Gretchen Rummel, Th. Bader, Frau Marie Heims, Lucie Schmisch, Nora Utescher, Erich Schlüter, Helene Friedel, Käthe Breitter, Anne Bierwisch, W. Lösche, Frau A. Wolf, Nora Henje, Emma Kramer, Annie Keller, Max Brüdel, Otto Rudolph, A. Angermann, Max Schubert, Georg Schlereth, M. Cramer, Ernst Busse, Louis Stück, Richard Müller, Paul Gutjahr, U. S. Fessel, E. Rückert, Hugo Wittschonke, Klara Hillebeeg, Fritz Will, Ad. Nonneburg, Walter Grave, Otto Brückner, Moritz Schwarz, Trude Mohr, M. Rull, Franz Herberg, Friedrich Gädler, Gertrud Huth-Hoffmann, A. Wille, Elsa Hauch, Walter Giegler, Klara Lerch, Fr. Kendar, Ernst Schneider, Hilda Lehmann, Paul Probst, A. Wittrock, Elly Schmidt, Frau Wilhelmine Hoffmann, Paul Reichter, Heinrich Stubbahn, Alwine Körber, Knut Riedel, Fräulein Wilhelmine Kunze, K. Breitbarner, Paul Neubaur, Frau Klara Peyold, Johanna Bauer, Käthe Thomae, Franziska Hirsch, Hugo Lindig, Agnes Schert, Erna Krüger, Friedrich Schmidt, Reileck, Emma Hankel, Rudolf Dwirsch, Paul Grune jun., Ellie Weber, Johanne Wiese, Fr. Bormann, L. Büttner, Emma Bipplinger, Karl Kuhpisch, Julius Lohde, Franz Knabe, Frau Dr. E. Kleemann, K. Brunner, Woldemar Schmidt, Max Groß, Frida Kain, Fr. Krüger, M. Striesenow, Fr. Hartmann, Elisabeth Schneider, Adelina Klebeck, Gertrud Gramann, Marg. Untereiner, Marie Müller, W. Gackowski, Marie Schrader, Fr. Löther, E. Fischer, A. Schellenberg, Lucie Hartmann, W. Brünner;

von auswärts von: H. Koch, Merseburg, P. Neumann, Nehlitz, Emma Hohmann, Seeben, P. Schönbrodt, Eisperstedt, H. Lüttge, Merseburg, Margarete Rudolph, Dieritz, Curt Thiele, Dölau, Margarete Grollmus, Gutenberg, Julius Hauthal, Ammendorf, Otto Baum, Grube Alt-Zscherben, Ida Thormann, Pranitz, Hermann Thielemann, Zörbig, Frau Anna Laue, Bitterfeld, Elsa Grüze, Ammendorf, Hermann Sydner, Schleudity, Pensionat Gosche, Leipzig, Oskar Dietrich, Wemlgerode, Brauer, Bettin, Gustav Kaspar, Nietleben, Elsa Partscheseld, Radewell, Hedwig Gentzsch, Dölau, Fritz Hinze, Cönnern, Frau M. Schönbrodt, Nietleben, Anna Jeschke, Stumsdorf, Karl Möritz, Unternaschwitz, Paul Langhammer, Roitzsch, Käthe Liebau, Borgentreich, Lina Doberitzsch, Oppin, Frau Martha Kentzsch, Spora, H. Belke, Sandersdorf, Rotilg, Merseburg, M. Braunß, Zscherben, Gertrud Heckmann, Ammendorf, Otto Schatz jun., Beesen, Wilhelm Kühlsendorf, Ammendorf, Frieda Baum, Cönnern, Otto Hahn, Nietleben, F. Heergeselle, Zörbig, Frau Anna Heim, Ortrand.

Prämie: Heinrich Heines sämtliche Werke, eleg. geb.
entfiel auf Frau **Wilhelmine Hoffmann**, hier.

Rätsel.

Name, Band, Biene, Nethen, Bann.
Hagel, Sund, Bath, Horn, Weste.
Nitt, Feder, Reis.
Damm, Wende, Farn, Reiter, Tanne.

Durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ist von jedem Wort ein neues Hauptwort zu bilden, und zwar müssen die neu eingesetzten Buchstaben, im Zusammenhange gelesen, in jeder Zeile ein Wort und diese Wörter zusammen einen bekannten Sinnspruch ergeben.

Prämie: „Ein Held der Feder" von E. Werner, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" einzusenden.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A As; K König; D Dame, Ober; B Bube Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

V, der Vorhandspieler, macht a-Handspiel auf folgende Karte, nachdem die beiden anderen gepaßt:

a, b, c, dB; a9, 7; c9; d10, D, 9.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-Neun,
Treff-Sieben, Coeur-Neun, Carr.-Zehn, Carr.-Dame, Carr.-Neun.

Im Skat lagen bK, cK. M hatte 7 Augen mehr in der Karte als H. Das Spiel wird mit Schneider gewonnen. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 24.

Kartenverteilung:

V. dB; aA, K, 9; bA, 9, 7; cA; dA, 9.
M. a, bB: aS, 7; b10, K; c9, 8, 7; d7.
H. cB; a10, D; bD, S; c10, K, D; d10; D.
Skat: dK, d8.

Spiel:

1. V. cA, c7, cD (+ 14).	—	2. V. dA, d7, dD (+ 14).
3. V. dB, bB, cB (— 6).	—	4. M. cS, c10, d9 (— 10).
5. H. cK, b7, c9 (— 4).	—	6. H. d10, b9, b10 (— 20).
7. H. bS, bA, bK (+ 15).	—	8. V. aA, a7, aD (+ 14).

Die anderen Stiche gibt der Spieler ab; er hat aber bereits 57, mit dem Skat 61.

Verantwortlicher Redakteur: Jean Eschweiler. — Druck und Verlag von W. Knapp in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche
Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 26 — Halle a. S., den 1. Juli. — 1906

Das Wunder.

Novellette von H. Hermann.

(Nachdruck verboten.)

Die Freundin stand vor dem offenen Fenster des Kellers und nahm ihr das Licht zum Nähen weg. Dabei starrte sie mit großen Augen auf den zartfarbigen Stoff, den Josephine auf dem Schoße hatte.

„Mein Gott, Fräulein — was machen Sie denn da! Ein Ballkleid! Für die Müller'sche im ersten Stock? Oder für die Hochnäsige vom Rat? Nich? Na for wen denn?"

Josephine senkte den Kopf, daß die Andere die feine Glut nicht sehen sollte, die ihr langsam in die zarten Wangen stieg.

„Nein — es ist — es ist für eine Dame, die nicht hier in der Gegend wohnt", erwiderte sie widerwillig. „Sie kennen sie doch nicht, Marie."

„So — so!" Marie stieß ihren Bräutigam, der neben ihr stand, mit dem Ellbogen in die Seite. „Na es wird so eilig nicht sein. Kommen Se ma'n bißchen mit, wir gehen nach Hallenjee. Und Karl bringt Ihnen abends schon nach Hause."

Aber Josephine schüttelte den Kopf.

„Ich kann nicht", antwortete sie fest. „Ein andermal, Marie. Aber heute kann ich nicht."

„Denn nich!" Die Freundin war gekränkt. „Ich hab's gut gemeint. Daß Sie nich ganz eintrocknen in Ihrem Kellerloch da unten. Aber wer nich will, der hat schon. Adje."

Sie schob ihren Arm in den des Bräutigams und ging davon. Ein paar Schritte weiter meinte sie lachend:

„Paß uff, das verrückte Ding macht sich det Ballkleid für sich. Na, mir kann's ja egal sein, aber sie könnte doch ihre paar Groschen besser anlegen."

Josephine hatte es wohl gehört. Sie faltete die Hände über der Arbeit zusammen und blickte nachdenklich hinaus, auf den grauen Asphalt, auf die kümmerlichen, eingestaubten Bäume, auf das Stückchen blauen Himmels darüber.

„Das verrückte Ding!"

Ja, ja, töricht war es wohl, sehr töricht. Aber was brauchten die Andern darüber zu sticheln und zu nörgeln? Was ging's die an? Was hatten sich die darum zu kümmern, daß sie sich für ihre erarbeiteten paar Groschen so gut wie möglich anzuziehen suchte — daß sie auf Tanz und Vergnügen, oft sogar auf Essen und Trinken verzichtete, um einen hübschen Hut, ein gut sitzendes Kleid tragen zu können?

Was ging's die an, daß sie oft vierzehn Tage lang von Kaffee und Semmel lebte, um sich dieses oder jenes Kleidungsstück kaufen zu können?

Und dies Ballkleid!

Wie hatte sie gedarbt, wie hatte sie gespart, um sich den Stoff und die Zutaten kaufen zu können! Gedarbt und gespart von dem Tage an, als sie von ihrer Freundin, der Köchin bei „seinen" Eltern, gehört hatte, daß „er" auf das Sommerfest am Schlachtensee gehen würde. Heute — heute würde es kommen — das große Ereignis ihres Lebens, das Ereignis, auf das sie sich gefreut hatte wie ein Kind, das wunderbare Ereignis.

„Das verrückte Ding!"

Was sie nur alle hatten gegen sie! Schon ihre Schulkameradinnen hatten sich nie recht mit ihr befreunden können. Sie hatten sie für hochmütig gehalten. Mein Gott, sie war ja nicht hochmütig — aber konnte sie denn dafür, daß ihr keine Freude machte, womit sich die andern unterhielten? Daß sie lieber allein im Grünen herumstreifte als mit den Andern spielte, daß sie sich schon damals nach Möglichkeit putzte, daß sie bessere Manieren hatte als die Andern?

Dem Vater war es auch nicht recht gewesen. Der hatte immer gebrummt und gemurrt. Aber die Mutter, die stille, vergrämte, ewig traurige Mutter, die hatte sich manchmal vom Wirtschaftsgeld, das karg genug gewesen sein mochte, ein paar Groschen erspart, um ihr Töchterchen mit billigem Zeug anputzen zu können — hatte sie gelehrt, Messer und Gabel richtig zu gebrauchen, hatte ihr das Dialektsprechen verwiesen und sie in ihrem unbewußten Drange, „feiner" zu sein als die Andern, unterstützt.

Das war nun lange her. Vater wie Mutter hatte man zu Grabe getragen, und aus dem Schulmädchen war die Schneiderin geworden. Heute wie damals aber hielt sie sich von ihren Standesgenossinnen fern, zog sie sich besser und geschickter an wie sie. Sie hatte keine Freundinnen, keine wahre Freundinnen. Still ging sie ihren Weg. Und auf dem Grunde ihres Herzens, da saß die Hoffnung, daß dieser Weg nicht immer im Dunklen dahin führen würde — die Hoffnung, daß sie einmal schöne Kleider würde tragen können, ohne sich dafür die feinen Fingerchen blutig zu stechen, daß sie es nicht mehr nötig haben würde, in einem dumpfigen Keller zu sitzen und sich für Andere die Augen zu verderben, die Hoffnung auf ein großes, großes, wunderbares, unfaßliches Glück.

Vor einem Jahr hatte sie ihn zum ersten Mal gesehen. Damals hatte sie sich die Hand verletzt, und sie mußte zum Arzt. Im Wartezimmer saß sie ihm gegenüber, und sie hatten ein paar Worte, gleichgültige, nichtssagende Worte, miteinander gewechselt. Nur ein paar Worte, aber als Josephine die Wohnung des Arztes verließ, klopfte ihr das Herzchen zum Zerspringen, und in ihren Pulsen jagte das Blut. —

Und sie hatte auf ihn einen günstigen Eindruck gemacht — das hatte sie wohl bemerkt. Mein Gott hübsch war sie ja — gewiß war sie hübsch. Mit ihrem schmalen Gesicht, den großen, tiefen, nur ein wenig träumerisch und müde blickenden Augen, dem glutroten Mund — ja, sie war recht hübsch, und das war vielleicht auch ein Grund, daß ihre Freundinnen ihr nicht wohl wollten.

Ein wunderbarer Zufall hatte sie erfahren lassen, wer er war, und wie er hieß. Sie wollte eine Freundin besuchen, die Köchin in einem Herrschaftshause war, und da sah sie ihn wieder — glücklicherweise ohne von ihm gesehen zu werden. Denn er durfte es ja nicht wissen, daß sie die Freundin einer Köchin war — beileibe nicht! „Gnädiges Fräulein" hatte er im Wartezimmer zu ihr gesagt, und aus seinem ganzen Benehmen hatte sie es gefühlt, daß er sie für eine Dame aus seinen Kreisen hielt. Doktor war er — und auf der Universität las er, wie ihr die Freundin erzählt hatte. Oh, wie sie ihn liebte! Wie sie ihn liebte! Und sie hatte doch nur ein paar Worte mit ihm gesprochen. —

Auf der Straße war sie ihm ein paar Mal begegnet. Und dann leuchtete sein Blick auf — und er grüßte sie tief.

Wie sie ihn liebte!

Da schlug es zwei — sie mußte sich beeilen. Das Kleid war fertig, aber es waren sonst noch ein paar Kleinigkeiten herzurichten. Und bis sie sich angezogen hatte — um halb Vier fuhr ja schon der Extrazug, der die Besucher des Sommerfestes am Schlachtensee hinausbringen sollte in den Grunewald.

Sie hastete, mit der Arbeit fertig zu werden. Und pünktlich auf die Minute stand sie auf dem Perron, inmitten fröhlicher, lachender, schwatzender Menschen, und sie zitterte, da sie wahrnahm, wie die Blicke der Herren bewundernd auf ihr ruhten — mit einem andern Ausdruck, als sie die Freunde und Schätze ihrer

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19060701058/fragment/page=0001

Freundinnen anzusehen pflegte. Sie sah ihn nicht in dem Gedränge; aber draußen, draußen würde sie ihn gewiß sehen — und dann — dann sollte es ja eben kommen, das große Wunder, an das sie glaubte wie an ein Evangelium!

Dann saß sie im Zug, und ehe sie sich's versah, wurde sie mit einigen Herren und Damen bekannt. Die Karten zu dem Fest waren nur schwer erhältlich gewesen — o Gott, welche Mühe hatte es sie gekostet, eine zu bekommen! — und man hielt es für selbstverständlich, daß nur Leute aus der guten Gesellschaft dabei waren. Sie wurde wie eine Dame behandelt — und wie eine Dame wußte sich die kleine Josephine zu benehmen. Sie ahnte es wohl selber nicht, wie hinreißend lieblich sie heute aussah. Ein so eigener Glanz lag in den großen Märchenaugen — die Herren drängten sich, einen Blick von ihr zu erhaschen, sie boten ihren Witz auf den süßen roten Mund lächeln zu machen, sie wetteiferten miteinander in Schmeicheleien. Und sie lächelte auch — lächelte träumerisch zu allem, und konnte doch den Augenblick kaum mehr erwarten, da man „da" sein würde — da, wo er war, den sie so sehr liebte!

Und dann war man am Ziel. Wie Blumen aus einem Füllhorn quoll die Menge geputzter, jugendlich froher Menschen aus dem Bahnhofsgebäude hervor, um durch den Wald nach dem Festplatz zu ziehen. Josephine war umringt von ihren neuen Bekannten, und es war ihr, als träume sie, als wäre es schon da, das erwartete große Wunder.

Und dann kam er. Betroffen stand er von ihrer Schönheit, die er vordem noch kaum so erkannt, wie sie sich ihm da offenbarte. Und sie lächelte ihn an — blickte ihm in die Augen mit einem Blick, der ihn im Innersten erbeben machte. Sie hatte sich nicht geübt in der Kunst, ihre Gefühle zu verbergen, die kleine Josephine, und in der ersten Minute, die er hier draußen mit ihr zusammen war, wußte er's, daß sie ihn liebte. Wußte er's mit einer Bestimmtheit, die sein Blut rascher durch die Adern jagte und sein Herz höher schlagen ließ — die ihn glücklich machte — sehr glücklich.

Er hatte sich ihr vorgestellt, und leise hatte auch sie ihren Namen genannt. Er wußte nicht, wer sie war; aber er sah doch, daß Leute aus der guten Gesellschaft. Leute, die er selber kannte, mit ihr wie mit einer Dame verkehrten — er sah, daß ihre Bewegungen, die Art, wie sie sprach, wie sie lächelte, graziös und vornehm waren — und er sah, daß sie schön war, berauschend schön!

Wie ein Traum verging der Nachmittag. Die Ufer des Sees hallten von fröhlichem Gelächter, von Musik und Singen. Und als sich die Abendschatten allmählich herabsenkten auf die grünen Wipfel des Waldes, als zwischen den Stämmen der Bäume bunte Laternen aufflammten, da hielt Hermann Eggebrecht die zitternde kleine Josephine in seinen Armen, da küßten sie sich im Schatten eines dichten Busches —

Da war es gekommen, das Wunder, das herrliche, unfaßliche Wunder.

Und Josephine schmiegte sich dicht an ihn, sah zu ihm auf mit einem schier überirdischen Leuchten in den Augen.

„Und liebst du mich wirklich? Liebst du mich mehr als Alles in der Welt — liebst du mich so, daß du nicht mehr von mir lassen kannst?"

Er raunte es ihr mit heißem Atem in die rosigen kleinen Ohren. Und sie nickte dazu.

„Ich habe dich lieb gehabt von dem Augenblick an, als ich dich zum ersten Male gesehen", sagte sie leise. „Und ich müßte daran sterben, sollte ich dich wieder verlieren. Oh wie habe ich mich auf diesen Tag gefreut! Tag und Nacht habe ich an nichts anderes gedacht als daran."

„Aber hast du's denn gewußt, daß ich kommen würde?"

Sie nickte träumerisch. Sie dachte nicht daran, ihm irgend etwas zu verheimlichen.

„Ich wäre ja doch sonst nicht hergekommen", sagte sie einfach. „Und ich habe ja schon seit zwei Monaten an dem Kleide für dieses Fest arbeiten müssen."

„O du Süße!" Er bedeckte ihr Gesicht mit einer Flut von Küssen. „Und du selber hast dir das Kleid gemacht?"

„Wer sollte mir's denn machen? — Bis in die Nächte hinein habe ich oft daran genäht. Denn am Tage, da mußte ich doch die Sachen für meine Kunden arbeiten. Die wollen auch nicht warten."

Er zuckte ein klein wenig, kaum merklich zusammen.

„Für deine Kunden? Verzeih — aber ich verstehe nicht —"

„Ich bin doch Schneiderin", sagte sie einfach. „Und ich darf meine Kunden nicht verlieren. Sonst habe ich ja nichts zu leben."

„Und deine Eltern —?"

„Ich habe keine Eltern mehr."

„Aber ich verstehe nicht — wie konntest du dann —"

Er fuhr sich nervös durch das lockige Haar.

„Woher kanntest du denn die Leute, mit denen du sprachst, als du kamst?"

„Die? — Ich habe sie doch erst in der Bahn kennen gelernt. Und ich weiß nicht einmal ihre Namen."

Er antwortete nichts und starrte düster hinaus auf den See. Da packte sie mit einmal Mal eine unsinnige, grauenhafte Angst.

„Hermann!" Beide Arme schlang sie um seinen Hals. „Hermann — warum fragst du so?"

Er raffte sich gewaltsam zusammen. Und während er sie von neuem küßte, sagte er hastig:

„Verzeih — es war ganz töricht. Wir wollen uns sehr lieb haben — nicht wahr? Ich liebe dich ja auch so sehr, du meine süße, schöne, reizende kleine Königin! Und wir wollen es nicht zu tragisch nehmen, daß wir uns — nun, daß wir uns nicht heiraten können."

Was war ihr nur? Wie wurde ihr nur? Das konnte doch nicht sein — das konnte er doch nicht gesprochen haben! Nein, nein, es war ja nicht möglich, es konnte ja nicht sein! Aber vor ihren Ohren war ein Brausen, daß sie seine Worte kaum verstehen konnte, als er weitersprach:

„Natürlich darfst du mir nicht länger durch Nähen dein Brot verdienen. Du wirst dir irgendwo zwei hübsche Zimmer mieten — oder vielleicht selbst eine kleine Wohnung einrichten — und es wird reizend werden, nicht wahr? Hübsche Kleider wirst du tragen, wie ein richtiges kleines Prinzeßchen — nein, wie eine Königin! Wie eine Königin, und deine Freundinnen werden dich beneiden! Aber lieb mußt du mich haben, hörst du? Sehr lieb!"

Da war es der armen kleinen Josephine, wie wenn etwas in ihrem Herzen mit seinem Klang zerbräche — da erwachte sie aus dem süßen Traum, den sie so selig geträumt. Sie riß sich aus seinen Armen los, und wie ein gehetztes Wild rannte sie, ihr Ballkleid nicht schonend, durch die Büsche davon — irgendwohin — nur fort von ihm!

Und dann warf sie sich auf den Boden nieder und schluchzte — schluchzte, daß es ihren zarten Körper wie Fieberschauer schüttelte. Das also war das Wunder gewesen — das große Wunder! Oh, wenn sie doch sterben könnte — hier sterben — auf der Stelle! Sie konnte es ja doch nicht überleben.

Sterben — sterben — wenn doch ein Wunder geschähe, daß sie hier sterben könnte —

Mein Haus.

Eine wahre Begebenheit.

(Nachdruck verboten.)

„Ich habe den Hans verkauft", sagte mir eines Tages der Herr, dessen Gut ich verwaltete. Diese Mitteilung gab mir einen Stich ins Herz. Unser gutes, schönes Pferdchen, das ich selbst großgezogen hatte und das mir folgte wie ein Hund, sollte nun in fremde Hände kommen. Es war ein trauriger Abschied für uns beide. Beredter als Worte war der traurige Ausdruck seiner Augen, als Hans fortgeführt wurde und den Kopf wie hilfesuchend noch einmal nach mir umwandte.

Zuerst wurde Hans ein Kavalierspferd in einem vornehmen Haus. Als ich ihn wiedersah, war er ein Droschkengaul. Er kannte mich noch und wieherte voll Freude, als ich ihn beim Namen rief und seinen Hals klopfte. Er mochte wohl erwarten, daß ich nun zu seiner Erlösung gekommen, daß ich ihn wieder in die alte, schöne Heimat zurückführen werde, wo es immer nur freundliche Worte und so gutes Futter gegeben hatte und keine Peitschenhiebe, keine Stöße in die Weichen, kein schmerzhaftes Zerren am Zügel. Welche Leidensgeschichte erzählten mir die steifen Beine des armen Tieres! Wie müde war die Haltung des einst von Leben und Kraft strotzenden Pferdes, wie dünn sein einst so schöner Hals! Auf der rechten Seite des Maules war eine blutige Wunde; sie kam wohl von rohen Zerren am Zügel, wie es häufig von Leuten geschieht, die das Fahren nicht verstehen. Ich fragte den Kutscher, ob er dies Geschäft von Jugend an getrieben. „Nein", sagte er, „erst seit einem Jahre bin ich beim Fuhrwerk, ich bin gelernter Maurer." Ob er nicht wisse, wem das Pferd früher gehört, fragte ich weiter. „Die alte Schindmähre war schon da, wie ich ins Geschäft kam; ich weiß nicht, von wem sie der Herr gekauft hat," erwiderte er. Hans war aber noch nicht alt, er war nur herabgekommen durch Ueberanstrengung, schlechte Pflege und Mißhandlung. Hätte ich ihn doch kaufen und mit mir nehmen können, meinen guten Hans! — Es kam ein Fahrgast. Ein Riß ins wunde Maul, und auf seinen müden Beinen trabte das arme Tier von dannen.

Endlich war ich mein eigener Herr. Ich hatte mir in der Nähe Berlins ein Gütchen gekauft und kam öfter in die Stadt. Aber so viel man dort in den Straßen an Pracht und Luxus auch sehen kann, meine Blicke wurden immer auf die vielen elenden Pferde abgezogen, die einen seltsamen beschämenden Kontrast zu dieser Pracht bilden. Einmal traf mein Auge auf solch ein jammervolles Tier, das mit einem Steinfuhrwerk vor einem Rentkau hielt. Ich blieb stehen, weil das Aussehen des Pferdes gar so elend war. Wie ich es nun näher betrachtete, da fiel mir ein eigentümlich gezeichneter weißer Fleck auf, der sich strahlenförmig über die Stirn des Tieres hinzog. Mein Hans hatte genau dasselbe Zeichen gehabt. Mit fieberhafter Angst suchte und fand ich ein Zeichen um das andere, das mir die Gewißheit gab, dieses elende Tier war Hans, mein lieber, guter Hans. Ich mußte mir Gewalt antun, um nicht auf offener Straße in Tränen auszubrechen.

„Hans", sagte ich und streichelte seinen steifen, dürren Hals. Da hob das Tier langsam seinen Kopf, den es müde zur Erde hatte hängen lassen, und legte ihn auf meine Schulter. — Hatte es mich wieder erkannt oder wollte es nur zeigen, wie wohl ihm die Liebkosung und die freundlichen Worte taten? Die Pferde sind ja so empfänglich für eine sanfte Menschenstimme, so dankbar, wenn man gut gegen sie ist. Wie lange, lange mochte Hans nur rohe Flüche gehört, wie lange nur Peitschenhiebe und Fußtritte erhalten haben! Zerschunden am Rücken und an den Seiten, mit Striemen und Wunden bedeckt, die mit Teer bestrichen waren, damit man das rohe Fleisch nicht sah, mit struppigem Fell, das ein fleischloses Knochenskelett bedeckte — so stand das arme Tier vor mir. Seine steifen, geschwollenen Beine zeigten, wie sehr sie von der Gicht gepeinigt wurden; und über diese armen Beine liefen die Striemen grausamer Peitschenhiebe hin. Seine eingesunkenen verglasten Augen blickten starr, und das eine hatte jenen bläulichen Schimmer, der anzeigte, daß es erblindet war, — vielleicht durch die Peitschenhiebe, die über seinen Kopf hingesaust waren, vielleicht durch die Scheuklappen, die lose nahe an den Augen lagen und diese bei jedem Schritt des Tieres berühren mußten.

Welche Qualen hatte das gute Tier Jahre hindurch ausgestanden! Jetzt endlich war es mir möglich, meinem Hans eine Heimat zu geben, wo er es gut gehabt hätte — aber jetzt war es zu spät. Ich konnte ihn nur seinem Peiniger ablaufen, um ihn durch einen raschen Tod von seinen Leiden zu erlösen. Doch die letzten Tage seines Lebens wollte ich ihm so gut wie möglich machen. Ich hatte ihm ein gutes Streulager bereiten lassen, aber mein Hans konnte sich nicht mehr legen; er stützte es wohl, daß er sich nicht mehr würde erheben können, und so blieb er Tag und Nacht auf seinen armen, steifen Beinen stehen. So gern ich meinen alten Freund noch einige Zeit gepflegt hätte, ich konnte es nicht mehr mit ansehen, wie sehr er litt. Und so streckte ich eines Tages einen Revolver zu mir, holte meinen Hans aus dem Stall, führte ihn auf die Wiese hinaus, streichelte ihm den Hals, und dann brachte er, wie ehedem in guten Tagen, die Nase an mein Gesicht — gewiß, er hatte mich erkannt, mein Hans. Ich schlang den Arm um seinen mageren Hals, ich küßte seinen Kopf — und dann geschah's. — Der Schuß traf ihn mitten ins Hirn, und tot stürzte er zu meinen Füßen nieder. Ich warf mich über meinen toten Hans, drückte das Gesicht auf seinen Leib und weinte lange bitterlich.

Pilze.

Pilze sind zwar ein Volksnahrungsmittel wie eine Delikatesse, aber mit Vorsicht zu genießen. Man muß sehr sorgfältig giftige von den eßbaren unterscheiden. Ja die genießbaren können leicht schädlich werden. Man soll nur junge, durchaus gesunde Exemplare sammeln bezw. kaufen, während die alten ausgewachsenen, sehr wässerigen oder in Zersetzung befindlichen Pilze zu verwerfen sind. Man meide Pilze, die von Insekten oder Maden angefressen sind. Pilze, die während eines Regens gesammelt sind, faulen rasch und sind dann auch schädlich. Da Pilze rasch verderben, scheide man sie alsbald nach dem Einsammeln aus. Es empfiehlt sich, alle Pilze nach dem Reinigen mit kaltem Wasser zunächst einmal mit Wasser aufzukochen, dieses Wasser fortzugießen und sie alsdann erst weiter zu verarbeiten. Am besten werden die Pilze in Fleischbrühe gekocht. Meist werden sie mit Fett, Mehl, Eiern und dergleichen zubereitet. Als Volksnahrungsmittel kommen eigentlich nur Pfifferlinge, Stempilze und Semmelpilze in Betracht; Champignons, Trüffeln, Morcheln ꝛc. werden vorzugsweise als Würze verwendet. Das Fleisch der Pilze darf nicht weich, wässrig oder schlüpfrig sein. Es ist ein weit verbreiteter, darum aber doch ganz falscher Glaube, daß giftige Pilze Milchsaft enthalten oder lebhaft gefärbt seien oder endlich daß der Hut klebrig sei. Ferner glaubt man ohne jeden Grund, daß eine mitgekochte Zwiebel oder ein in das Pilzgericht eingetauchter silberner Löffel die Anwesenheit eines Giftpilzes im Kochtopf verrate. Dieser Glaube ist schon vielen verhängnisvoll geworden. Es ist zwar selbstverständlich, soll aber doch hier ausdrücklich betont werden, daß nicht alle giftigen Pilze die gleichen Vergiftungserscheinungen hervorrufen. Im allgemeinen aber kündigt sich eine Pilzvergiftung durch Störungen in den Unterleibsorganen an: Durchfall, Leibschmerzen, dann aber auch Erbrechen, Uebelkeit, heftiger Durst, Herzklopfen, Ohnmacht, Schwindel und selbst Krämpfe. Sowie sich solche Erscheinungen zeigen, ist sofort ein Arzt herbeizurufen. Bis er kommt, sorge man für Erbrechen und Abführen. Zur Linderung der Schmerzen pflegt man heiße Umschläge auf den Unterleib zu legen. Der Pfifferling ist dottergelb, manchmal hellgelb, hat einen bis 8 cm breiten, anfangs gewölbten, in der Mitte trichterförmig eingedrückten Hut, der allmählich in den nach unten verdünnten Stiel übergeht, der 10 cm dick, voll und fest ist. Das Fleisch ist meist gelb. Schädlich ist der falsche, orangefarbene Pfifferling. Das Fleisch des bis 16 cm hohen Steinpilzes ist weiß, das beim Zerbrechen sich nicht verfärbt. Ein Kilogramm Pilze enthält etwa ebenso viel Eiweiß wie 100 Gramm frisches Fleisch. Im allgemeinen sind Pilze schwer verdaulich.

Sechs Stunden von Potsdam.

Hans Blum hat „Volkstümliche geschichtliche Vorträge", wie er sie an zahlreichen Orten Badens und der Schweiz gehalten, im Verlage der Gebrüder Paetel in Berlin herausgegeben. Zum Teil nach persönlichen Erinnerungen berichtete er von Moltke. Beide kannten sich als Reichstagsabgeordnete und saßen im Reichstage nicht weit von einander. Während des Krieges von 1870 führte Blum, der sich dem Großen Generalstabe zur Verfügung gestellt hatte, einen Transport Landkarten in das deutsche Hauptquartier nach Versailles, und da hatte er, wie er erzählt, Gelegenheit, mehrere Monate hindurch dem General fast täglich zu begegnen. Eine Anekdote, die er mitteilt, zeigt, daß die strenge militärische Ordnung und Unterordnung, die zumal im Felde herrschen muß, doch den Humor nicht ganz ausschließt. Die preußische Gardelandwehr, aus älteren Leuten bestehend, stellte die Ehrenwachen beim König und beim Generalstabe und vertrieb sich in den Mußestunden gern die Zeit durch theatralische Vorstellungen. Moltke wohnte mit seiner Umgebung eines Abends der Vorstellung bei, unterhielt sich köstlich und ließ sich einen Unteroffizier vorstellen, der in einer Person Dichter, Hauptdarsteller und Regisseur war. „In streng dienstlicher Haltung, wie auf Draht gezogen, die Hände an den Hosennähten, Augen scharf rechts, trat dieser Mann mit ernstem Gesichtsausdruck an den General heran. „Das war sehr nett; wie heißen Sie denn?" fragte Moltke gütig. „Zu Befehl, Exzellenz, Schulze." „Wo sind Sie denn her?" „Sechs Stunden von Potsdam, Exzellenz", lautete die etwas weinerlich betonte Antwort, da Potsdam in Berlin so viel wie Krähwinkel bedeutet, ein Potsdamer so viel wie ein ausgelassener Kleinstädter. Moltke lächelte und fragte weiter mit Berliner Akzent: „So — sechs Stunden von Potsdam? Wie heißt denn der Nest?" — „Berlin, wenn Sie es noch nicht kennen, Exzellenz!" Der Feldherr und sein ganzer großer Generalstab brachen in lautes Lachen aus über die mit unerschütterlich-biensitlichem Ernst abgegebene Antwort des Schalks."

Aus der Woche.

(Nachdruck verboten.)

Wenn ich bei dieser enormen Hitze
Vor meinem „Pilsner" abends sitze,
Dann überkommen in wohliger Kühle
Erklärlicherweise mich frohe Gefühle,
Daß ich mit der Kollegen Schar
Nicht zum Besuch in England war.
Du hast, zieht aus den Telegrammen
Man das Ergebnis der Reise zusammen,
Erleh'n, daß künftig jeder Groll
Auf beiden Seiten verschwinden soll.
Allein, um diesen Erfolg im Zeichen
Der edelsten Gastfreundschaft zu erreichen,
Hat unsere Presse, wie wir wissen,
Ganz kannibalisch [illegible] müssen.

Nicht nur in [illegible]heit
Ließ sie von den Freunden sich hinreißen,
Nun schimmeln waren die Deutschen dran,
Wenn wieder ein neues Diner begann
Und sie gehalten waren, den Speisen
Die nötige Ehrfurcht zu erweisen;
Ich kenne leider nicht die Zahl
Der Gänge bei jedem üppigen Mahl,
Wenn wir jedoch die festlichen Essen
Genau nach der Fülle der Reden bemessen,
Dann hatten sie täglich gut zehn Stunden
Die Serviette vorgebunden.
Und deshalb ist, wie gesagt, mir lieb,
Daß ich daheim in Deutschland blieb,
Ich müßte die nächste Zeit mich plagen
Mit einem gründlich verdorbenen Magen
Und hätte schließlich nach allem „Theat'r"
Noch einen großen moralischen Kater.

Denn, lieber Leser, manch' schönes Wort
Sprach Bürgermeister, Minister und Lord,
Und fröhlich sah aus der Gegenwart
Hinein in die Zukunft der Dr. Barth —
Wenn ich erwäge aber im Stillen,
Ob sämtliche Wünsche sich nun erfüllen,
Die laut geäußert nach jedem Braten
Die Männer, welche die Presse vertraten,
So habe ich Grund zu schweren Bedenken,
Daß fürder sie Alles zum Besten lenken
Und daß sie künftig hüben wie drüben
Nur Werke der Liebe und Freundschaft üben.

Wie Viele haben schon beim Sekt
Und köstlichen Porter ihr Herz entdeckt
Und waren, eh' der Plumpudding
Entlang die Reihen der Tafel ging,
Sich einig, mit den bösen Gelüsten
Des Haders endlich „abzurüsten" —
Bis sie bereits nach kurzem fanden,
Daß sie sich doch nicht ganz verstanden!

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19060701058/fragment/page=0002